

MO HAYDER

# TOKIO

ROMAN

**GOLDMANN**

EBOOKS

*Aber ich habe es mir nicht ausgedacht ...*

Ich hatte Angst vor meinen Eltern, besonders vor meiner Mutter. Aber als mir niemand in der Klinik glaubte, dass das Buch existierte, als ich zu befürchten begann, dass sie Recht haben könnten, dass ich es mir tatsächlich eingebildet hatte, dass ich tatsächlich verrückt war, nahm ich allen Mut zusammen und schrieb einen Brief nach Hause, in dem ich sie bat, unter den Unmengen von Taschenbüchern nach einem Buch mit einem orangefarbenen Einband und dem Titel *Das Massaker von Nanking* oder so ähnlich zu suchen.

Fast umgehend kam ein Antwortbrief: *»Ich bin sicher, dass es dieses Buch gibt, aber ich schwöre dir, ich habe in meinem Haus niemals solchen Schund gelesen.«*

Meine Mutter war immer so überzeugt davon gewesen, dass sie völlige Kontrolle darüber besaß, was ich wusste und dachte. Sie wollte nicht, dass die Schule mir den Kopf mit falschen Dingen füllte, weshalb ich jahrelang zu Hause unterrichtet wurde. Aber wenn man eine solche Verantwortung übernimmt, wenn man solche Angst hat (aus welchem tief verborgenen, schmerzlichen Grund auch immer), seine Kinder könnten etwas über die Welt erfahren, dass man jedes Buch, das den Weg ins Haus findet, genauestens überprüft, manchmal sogar anstößige Seiten aus Romanen reißt – nun, dann ist eins sicher: Man muss gründlich sein. Zumindest etwas gründlicher, als meine Mutter es war. Sie bemerkte nicht die Laxheit, die sich in ihr Heim einschlich, die sich durch die efeuüberwucherten Fenster hereinstahl, zwischen den modrigen Taschenbuchstapeln entlangkroch. Irgendwie hatte sie das Buch über Nanking übersehen.

*»Wir haben alles abgesucht, in der besten Absicht, dir, unserem einzigen Kind, zu helfen, aber ich muss dir leider mitteilen, dass du dich in diesem Fall geirrt hast. Wir haben deinem zuständigen Arzt geschrieben, um ihn davon in Kenntnis zu setzen.«*

Ich erinnere mich daran, wie ich den Brief auf den Boden der Station fallen ließ, während mir ein schrecklicher Gedanke kam. Was ist, wenn sie Recht haben? Was, wenn dieses Buch tatsächlich nicht existiert? Was, wenn ich mir das alles nur eingebildet habe? Das, dachte ich, während sich in meiner Magengrube ein dumpfer Schmerz regte, das wäre das Schlimmste, was je passieren könnte.

Manchmal muss man einen weiten Weg zurücklegen, um Dinge zu beweisen, auch wenn sich am Ende herausstellt, dass man sie nur sich selbst bewiesen hat.

Als ich schließlich aus der Klinik entlassen wurde, wusste ich genau, wie mein nächster Schritt aussehen würde. In der Klinik hatte ich all meine Prüfungen durch Fernunterricht abgelegt (in den meisten bekam ich eine Eins, und das überraschte alle – sie taten so, als ob sie dächten, Unwissenheit wäre gleichbedeutend mit Dummheit), und draußen in der wirklichen Welt gab es wohl tätige Organisationen für Leute wie mich, die uns halfen, uns für die Uni zu bewerben. Sie standen mir bei all den Dingen bei, die mir schwer fielen – Telefonanrufe und Busfahrten. Ich hatte mir selbst mit Hilfe von Bibliotheksbüchern Chinesisch und Japanisch beigebracht, und es dauerte nicht lange, bis ich einen Studienplatz am Institut für Asienkunde der London University erhielt. Nach so langer Zeit plötzlich in die Außenwelt entlassen, wirkte ich fast normal: Ich hatte eine gemietete Studentenbude, einen Teilzeitjob als Handzettelverteiler, einen Studenten-Bahnpass und einen Tutor, der Yoruba-Skulpturen und Postkarten mit Bildern der Präraffaeliten sammelte. (»Ich habe ein Faible für bleiche Frauen«, gestand er einmal und musterte mich dabei eingehend. Dann hatte er ganz leise hinzugefügt: »Solange sie nicht verrückt sind, versteht sich.«) Doch während die anderen Studenten von ihrem Abschluss, vielleicht sogar von einem Doktorandenstipendium träumten, drehten sich

all meine Gedanken um Nanking. Wenn je Frieden in mein Leben einkehren sollte, dann musste ich herausfinden, ob ich die Einzelheiten in dem orangefarbenen Buch richtig erinnert hatte.

Ich verbrachte Stunden in der Bibliothek und durchforstete Bücher und wissenschaftliche Zeitschriften, in der Hoffnung, eine Ausgabe des Buchs oder, wenn das fehlschlagen sollte, eine andere Publikation mit demselben Augenzeugenbericht zu finden. Es hatte ein Buch mit dem Titel *Das Grauen von Nanking*, veröffentlicht 1980, gegeben, doch es war vergriffen. Keine Bibliothek, nicht einmal die Library of Congress besaß eine Ausgabe, und außerdem war ich nicht sicher, ob es sich um dasselbe Buch handelte. Doch es spielte keine Rolle, denn ich fand etwas anderes. Zu meiner Überraschung entdeckte ich, dass es Filmaufnahmen des Massakers gab.

Insgesamt existierten zwei Filme. Der erste war Reverend Magees Film. Magee war in den Dreißigerjahren als Missionar in China tätig, und seinen Film hatte ein Kollege, der so entsetzt war von dem, was er gesehen hatte, dass er den Film für seine Reise nach Shanghai in das Futter seines Kamelhaarmantels einnähte, aus dem Land geschmuggelt. Anschließend lag der Film etliche Jahre vergessen in einem stickigen Keller in Südkalifornien, wo er langsam zerfiel, bis man ihn endlich wiederentdeckte und der Sammlung der Library of Congress stiftete. Ich hatte die Videokopie in der Bibliothek der London University gesehen, sie wieder und wieder angeschaut, jedes einzelne Bild studiert. Der Film zeigte die Schrecken von Nanking – Dinge, über die ich nicht nachdenken mag, nicht einmal am helllichten Tag -, doch er zeigte nicht die Folter, über die ich vor so vielen Jahren gelesen hatte.

Der zweite Film oder, genauer gesagt, dessen Erwähnung, stammte von Shi Chongming. Als ich von ihm hörte, vergaß ich jeden anderen Gedanken.

Es war mein zweites Jahr an der Uni. Eines schönen Morgens, als der Russell Square von Touristen und Narzissen überquoll, hockte ich in der Bibliothek an einem spärlich beleuchteten Tisch hinter den Regalen mit den Schriftenverzeichnissen über eine obskure akademische Zeitschrift gebeugt. Mein Herz hämmerte – endlich hatte ich einen Hinweis auf die Folter gefunden. Es war ein indirekter Hinweis, im Grunde sehr, sehr vage und ohne die entscheidende Einzelheit, doch ein Satz ließ mich von meinem Stuhl hochfahren: »Ende der Fünfzigerjahre gingen in Jiangsu Gerüchte über die Existenz eines 16-mm-Films von dieser Folter um. Im Gegensatz zu Magees Film ist dieser bis dato jedoch noch nicht außerhalb Chinas aufgetaucht.«

Ich zog die Leselampe näher heran, konnte einfach nicht fassen, was ich da las. Es war unglaublich, sich vorzustellen, dass es ein visuelles Dokument darüber gab. Sie konnten mich verrückt nennen, mich als unwissend beschimpfen, aber niemand konnte sagen, dass ich mir das alles nur ausgedacht hätte – nicht, wenn es da schwarz auf weiß zu lesen war.

»Der Film soll angeblich einem gewissen Shi Chongming gehört haben, einem jungen Forschungsassistenten der Jiangsu-Universität, der sich zur Zeit des großen Massakers von 1937 in Nanking aufgehalten hatte ...«

Ich las den Absatz wieder und wieder. Mich überkam ein Gefühl, das ich nie zuvor empfunden hatte, ein Gefühl, das durch die jahrelange Ungläubigkeit des Klinikpersonals verkümmert war. Erst als der Student am Nachbarpult ungehalten seufzte, bemerkte ich, dass ich mit geballten Fäusten aufgesprungen war und vor mich hin murmelte. Die Haare an meinen Armen hatten sich aufgerichtet. *Der Film ist bis dato noch nicht außerhalb Chinas aufgetaucht ...*

Warum habe ich jene Zeitschrift nicht gestohlen? Wenn ich meine Lektion aus der Klinik wirklich gelernt hätte, hätte ich die Zeitschrift unter meiner Strickjacke verschwinden lassen

und wäre damit aus der Bibliothek spaziert. Dann hätte ich etwas in der Hand gehabt, um es Shi Chongming zu zeigen, einen Beweis, dass diese Dinge nicht meiner krankhaften Phantasie entsprungen waren. Dann hätte er es nicht abstreiten und mich von neuem in Zweifel hinsichtlich meiner geistigen Gesundheit stürzen können.